



Markus Heitz

# SANCTUM

Roman

Knaur Taschenbuch Verlag

Die beiden liefen los. Jean schossen tausend Fragen durch den Kopf, zu ihrer Reise, zu ihrer Entdeckung und zu ihrer Kleidung. Sie hätte ihren Habit schon längst wieder tragen können, hatte aber offenbar darauf verzichtet. »Wie lange bist du schon in Rom?«

»Lange vor dir. Ich wollte dem Heiligen Vater von den Ereignissen im Gévaudan berichten ... aber dann kam alles anders. Ich ...« Sie zögerte. »Wir, Jean. Wir sind in etwas geraten, das viel größer ist als nur die Jagd auf die Bestie.«

»Was meinst du? Und ... wie groß?«

»Frag mich das in ein paar Tagen. Dann werde ich einen Mann getroffen haben, der mir die Intrigen, die hier in Rom gesponnen werden, genau erklärt.« Gregoria bog um die Ecke und sah, wie weit sie noch von ihrem Ziel entfernt waren. Unglücklicherweise kam dieses Mal keine Kutsche und kein Karren, um sie mitzunehmen. »Aber es geht auch um die Bestien ...«

»Dann wissen sie es schon?«, unterbrach er sie. »Dass der Comte in Rom ist und sein Spiel weitertreibt, das er bei uns begonnen hat?«

»Den meine ich nicht. Er ist nur eine Bestie von vielen, Jean. Die Welt ist voll von ihnen, fürchte ich.«

Jean keuchte vor Anstrengung, Pistolen und Gewehre drückten auf die Beine. Das waren Neuigkeiten, die er gar nicht hören wollte. »Und die Pfaffen haben damit etwas zu schaffen?«

»Warte ab.« Sie schenkte ihm einen liebevollen Blick. »Sie wissen, dass du in Rom bist und den Comte verfolgst. Es scheint ihnen kaum etwas von dem zu entgehen, das mit den Bestien zu tun hat.«

»Da täuschst du dich. Niemand war zur Stelle, als ich eine von ihnen erledigte, nachdem sie einen Mann angefallen hat. Der Comte verbreitet seine Krankheit in Rom, als wollte er die Stadt dem Untergang weihen.«

»Es wird nicht lange dauern und sie fangen auch ihn. Sie sammeln Bestien. Hinter seinem Name stand ...«

Gregoria hielt inne. Eigentlich wusste sie nicht, auf was sich der Zusatz *Bestie?* bezog. Nein, schalt sie sich dann selbst. Es konnte unmöglich Jean gemeint gewesen sein. »Hinter seinem Namen stand die Frage, ob er eine Bestie ist.«

»Spätestens jetzt werden sie es wissen. Er hat seine Gespielin zu einer Werwölfin gemacht und sie auf die Römer losgelassen. Es war Glück, dass ich sie fand und aufhielt, bevor sie ihren Streifzug durch die Stadt beginnen konnte.«

»Er will vielleicht von sich ablenken.« Gregoria lief immer schneller, und Jean fiel allmählich hinter ihr zurück.

»Das sehe ich genauso«, ächzte er. Das Gewicht seiner Waffen machte seine Beine rascher müder als gewöhnlich, außerdem hatte er einen langen Tag in den Knochen stecken. »Wenn wir Glück haben, ist er hier, um sich die Pfaffen vorzunehmen.« Jean blieb stehen, weil seine Lungen schmerzten. Er stützte sich mit einem Arm gegen die Wand. »So wird das nichts. Wir brauchen einen Wagen.«

»Es gibt aber keinen«, sagte Gregoria fordernd und ging weiter. »Bitte, Jean! Es ist eilig!«

Fluchend stieß er sich von den Steinen ab und marschierte hinter ihr her. Da er nicht mehr sprechen konnte, machte er sich eigene Gedanken zu dem, was er von Gregoria gehört hatte, aber lüften würde sich der Schleier erst, wenn sie ihn vollends in Kenntnis setzte.

Endlich erreichten sie die Porta Portese. Gregoria führte Jean hinaus, und sie schlichen über die Brücke und über das Feld bis an die Mulde. Es fiel der Äbtissin sofort auf, dass keine Stimmen mehr aus der Senke zu vernehmen waren. Als sie sich ihr kriechend genähert hatten, sahen sie, dass sich tatsächlich keine der Wachen mehr dort befand.

»Warte hier.« Jean stand auf, nahm die Muskete halb in den Anschlag und ging gebückt in die Mulde hinab, schaute sich um und spähte durch das Guckloch in der eisenbeschlagenen

Tür; schließlich rief er Gregoria zu sich und stellte den Kolben der Muskete auf den Boden. »Sie sind weg.« Er richtete seine Augen auf den Boden. »Sie haben die Gefangene aus den Katakomben geholt und sie auf einen Wagen verladen.« Er zeigte auf die Spuren. »Hier wurde sie hochgeschleift. Weiter hinten habe ich frische Radabdrücke gesehen, die über den Graben laufen.«

»Zu spät«, flüsterte Gregoria entsetzt und lief zur Tür. So sehr sie daran rüttelte, sie öffnete sich nicht. »Sie haben das Kind in die Engelsburg gebracht! Dort werden wir sie niemals befreien können. Die Festung des Papstes ist zu stark bewacht und ...« Sie brach in Tränen aus. »Florence«, weinte sie. »Ich hatte die Gelegenheit, sie zu retten, aber ...«

Jean lehnte die Muskete an die Wand und nahm Gregoria behutsam in die Arme, barg ihren Kopf an seiner Schulter und bot ihr Halt. Sie schlang die Arme um ihn und ließ ihren Gefühlen freien Lauf. So standen sie geraume Zeit, keiner wusste genau, wie lange.

Irgendwann hatte sich Gregoria wieder beruhigt, sie ließ Jean los und machte einen Schritt zurück. »Danke«, sagte sie heiser und wischte sich die Tränen mit den Ärmeln ab. »Was tun wir jetzt?«

Jean zog eine Pistole. »Schauen wir nach, was sich hinter der Tür verbirgt.« Er setzte die Mündung seiner Muskete aufs Schloss und drückte ab; laut krachend rollte die Detonation durch die Nacht. Jean zog die zusätzlichen Riegel zurück und warf sich ein paar Mal dagegen, dann gab die Tür nach und er stolperte ins dunkle Innere.

Es roch nach Raubtier und Exkrementen, nach dem süßlichen Geruch von verwesendem Fleisch. Gregoria entzündete eine der zurückgelassenen Lampen und brachte Licht in den schmalen Gang.

Sie mussten nicht lange gehen, bis sie eine zweite, ebenso massive Tür fanden, die offen stand. Der warme Schein der

Lampe beleuchtete einen verdreckten, gestampften Boden, der mit zerbrochenen Knochen übersät war; an den Wänden hingen eiserne Schellen, mit denen man bis zu vier Personen unbeweglich fixieren konnte. Die Wand dahinter war mit getrocknetem Blut beschmiert, das von den Gefangenen stammen musste, die sich den Rücken an den Steinen durchgescheuert hatten.

Gregoria hob die Kerze, damit sie mehr von den Malereien erkennen konnte. »Eine jüdische Grabkammer«, stellte sie fest.

»Das passt zu den Pfaffen«, meinte Jean verächtlich. »Aus Angst, ihren Gott zu verärgern, indem sie christliche Gräber mit ihren Taten schänden, gehen sie zu den Juden.«

Sie antwortete darauf nichts und zeigte auf eine weitere, sehr schmale Tür. »Da geht es weiter!«

Jean betrachtete das Schloss. »Ich kann es ebenfalls aufschließen.« Er spähte durch die Gitterstäbe, die in Augenhöhe in die Tür eingelassen worden waren, und verlangte die Kerze. Die Flamme flackerte, als er sie emporhob. »Da ist ein Gang, aber er sieht aus, als sei er lange nicht mehr benutzt worden.« Er zeigte auf den Staubfilm am Boden. »Die Mühe können wir uns sparen.« Jean drehte sich zu ihr und berührte sie an der Schulter. »Lass uns verschwinden, bevor jemand nachschauen kommt, was es mit dem Schuss auf sich hat. Wir beraten an einem ruhigen Ort, was zu tun ist.«

Gregoria nickte schwach. Diesen Kampf hatte sie verloren, doch dafür war sie entschlossen, den Krieg fortzusetzen. Nach der Methode, die ihr Lentolo vorgeschlagen hatte, denn anders schien es nicht zu funktionieren. »Gehen wir zu mir, da können wir ungestört reden.«

Sie verließen das Verlies, gingen vorsichtshalber in einem weiten Bogen zur Porta Portese und erreichten nach einem langen Fußmarsch das Zimmer der Äbtissin. Jean setzte sich auf den Stuhl, Gregoria ihm gegenüber auf das Bett. Sie nahm seine Hand und berichtete ihm von ihren Erlebnissen mit Kardinal Rotonda,

dem Besuch von Lentolo, ihrem Einbruch in der Amtsstube und ihrem Fund: dem Atlas mit den verborgenen Schriften darin.

Jean entzündete drei weitere Lampen, damit sie genügend Licht zum Lesen hatten. Nacheinander nahmen sie die dünnen Blätter heraus, Gregoria sammelte sie und überflog sie. Später würde sie die Aufzeichnungen für Jean ins Französische übersetzen, bis dahin musste er sich mit einer kurzen Zusammenfassung begnügen.

»Es sind Berichte aus verschiedenen Teilen der Erde, versehen mit den Namen der Missionare, welche die Nachrichten sandten.« Ungläubig starrte Gregoria auf die Zeilen. »Es gibt diese Wandelwesen überall! Und sie haben anscheinend«, sie blätterte vor und zurück, »nicht nur die Gestalt von Wölfen, Jean. Es gibt alle möglichen Arten, Tiger, Löwen ... hier ist sogar von einem Schakalstamm in Ägypten die Rede.«

Sie schluckte und sah ihm in die Augen. »Wir können sie unmöglich alle finden und töten!« Im gleichen Moment erinnerte sie sich wieder an Lentolos Worte. Die Erkenntnis über die weite Verbreitung des Bösen war noch ein Grund mehr, einen Orden zu gründen. Die Diener des Herrn mussten ebenso zahlreich sein wie die Ausgeburten der Hölle.

»Das müssen wir aber«, erwiderte Jean nicht weniger erschüttert als sie. Er hatte befürchtet, dass es vielleicht wirklich ein Rudel von Geschöpfen wie den Comte geben könnte, aber die Listen, die ihm Gregoria zeigte, verkündeten weit größeren Schrecken. »Wir sind die Einzigen, die von ihnen wissen und wie man sich ihrer erwehren kann.«

Gregoria schüttelte ihre Beklemmung ab und machte sich auf die Suche nach Hinweisen auf Florence. Sie fand ein eigenes Blatt nur über das Gévaudan. »Sie haben schon lange ein Auge auf unsere Heimat geworfen«, teilte sie ihm mit. »Sie ahnten seit ein paar Jahren, dass sich etwas im Gévaudan herumtrieb. Der erste geheim angereiste Legatus hat nichts Verdächtiges bemerkt und gilt seit 1764 als verschollen.«

Jean nickte. Das konnte der Mann gewesen sein, den er zusammen mit seinen Söhnen erschossen hatte, als ihre Wege das erste Mal den der Bestie kreuzten. Vermutlich hatte er der Kirche nach seiner Infektion durch den Comte oder das Weibchen die Unwahrheit geschrieben, um nicht Opfer seiner eigenen Leute zu werden.

»Sie hatten von Anfang an den jungen Comte im Verdacht, dessen Lebenswandel ihnen verdächtig genug erschien, um ihn für die Bestie zu halten. Außerdem ...« Sie schaute auf den Namen und schwieg. *Madame du Mont! Beim Allmächtigen, sie haben von Florences Mutter gewusst und dass sie ein Kind vom Comte bekommen hat. Danach suchten sie das Kind und ...* Ihre graubraunen Augen flogen über die Zeilen.

»Gregoria?«

»Dann wurden sie auf Antoine aufmerksam, und als die Berichte immer schlimmer wurden, sandten sie einen zweiten Legatus mit einer Truppe Soldaten ins Gévaudan, um Antoine und den Comte im Geheimen zu untersuchen. Außerdem steht hier, dass der Comte abgereist und nach Rom gegangen ist.« Gregoria sah ihn an. »Das und der Eintrag über dich sind die neuesten Aufzeichnungen.« Sie verschwieg ihm, dass auch Florence in dem Bericht erwähnt wurde.

»Danach hast du ihnen ja auch den Atlas gestohlen«, meinte er. »Deine Tapferkeit wurde belohnt, Gregoria.« Sein Gesicht wurde ernst. »Wir suchen uns eine Bleibe, in der wir sicherer sind als in unseren bisherigen Unterkünften.«

»Ich kann nicht«, sagte sie. »Ich muss warten, bis sie Lentolo zu mir ...«

»Es ist zu gefährlich. Sie wissen inzwischen sicher, dass ihnen der Atlas gestohlen wurde – was liegt näher, als dich zu verdächtigen? Und sie werden sicherlich versuchen, ihr Eigentum zurückzubekommen«, fiel ihr Jean ins Wort. Er sah auf die vielen dünnen Blätter. »Wie lange brauchst du, um sie für mich zu übersetzen?«

»Schwierig. Ein paar Wochen, wenn ich die entsprechende Ruhe habe.«

Jean überlegte. »Wir machen es so: Wir suchen uns heute noch eine Unterkunft, du machst dich ans Übersetzen und ich finde diesen Bruder Matteo, um ihn über unseren Umzug zu informieren.« Er sah auf ihre Kleidung. »Du wirst sie ablegen und dich anders kleiden müssen. Wirke mehr wie eine Römerin, trage buntere Kleider. Das ist zu auffällig, sie werden dich mit deinem schwarzen Kopftuch leicht verfolgen können.« Ihr Gesicht machte die Ablehnung deutlich. »Es geht nicht anders, wenn du unsere Mission erfolgreich zu Ende bringen willst.« Er strich über ihre Wange. »Verzichte auf das Grau. Du trägst den wahren Glauben sowieso in deinem Herzen, nicht auf deiner Haut.«

Seine Worte überzeugten sie. »Morgen werde ich mir andere Kleidung kaufen«, versprach sie, »aber jetzt lass uns gehen.«

Gregoria packte ihre Sachen, und sie verließen zusammen die Unterkunft und streiften durch Roms Gassen, bis Jean sich absolut sicher war, dass ihnen niemand folgte. Sie suchten sich daraufhin ein kleines Gasthaus, klopfen den Wirt aus dem Bett und bezahlten ihm eine gute Summe. Gregoria bezog ein Zimmer, Jean holte aus seiner Herberge die restlichen Sachen und kehrte im Morgenrauen zu ihr zurück.

Jean schlief im gleichen Bett wie Gregoria, die ihn kaum mehr an die Äbtissin erinnerte, die er vor mehr als drei Jahren zum ersten Mal gesehen hatte. Er betrachtete die Schlafende und sah eine ganz normale Frau in den besten Jahren mit kurzen blonden Haaren. Er hatte sie wieder – so schön, so begehrenswert, so nah. Und dennoch so unerreichbar.

Er drehte sich um, legte eine Pistole unter das Kissen, die zweite neben das Bett auf den Boden, und lauschte in sich hinein. Bei aller Spannung, bei allen Gefahren, bei allen Unwägbarkeiten, die vor ihnen lauerten, und trotz der Erschöpfung hatte er sich

selten besser gefühlt als jetzt. Die Unruhe und die Wut waren gewichen, die Nähe zu Gregoria hatte sie weggewischt.

Doch dann fiel Jeans Blick einmal mehr auf den unverheilten Kratzer am Handgelenk.

22. September 1767, Italien, Rom

Jean hielt sich immer an der Wand des Petersdoms, bekreuzigte sich gelegentlich vor Heiligenbildern und bewegte die Lippen, als würde er stumm beten. Mit diesem Verhalten ging er in der Menge der unzähligen Pilger auf, die glücklich durch das verschwenderisch ausgestattete Gottesschloss wandelten. Jean fühlte sich hier nicht sehr wohl, all der Prunk und die frommen Gesichter waren ihm größtenteils zu scheinheilig. Dank Gregoria unterschied er inzwischen zwischen guten und schlechten Priestern, doch nach seiner Einschätzung überwogen leider die schlechten. Und nach den jüngsten Ereignissen sah er sich in seinem Urteil umso mehr bestätigt.

Er suchte nach Bruder Matteo, der ihm von Gregoria beschrieben worden war. Sie saß in der Zwischenzeit in der Unterkunft, eine geladene Pistole auf dem Schreibtisch, an dem sie mit der Übersetzung der Blätter begonnen hatte.

Jean hatte bereits einige Runden gedreht, doch immer noch keinen Mann entdeckt, auf den die Beschreibung der Äbtissin passte. Das beunruhigte ihn. Was wäre, wenn er den falschen Kuttenträger ansprach?

Er legte den Kopf in den Nacken und betrachtete die Mosaiken, das funkelnde Allerlei, das für ihn allein menschliche Maßlosigkeit darstellte. Um in Gottes Sinn zu handeln – des Gottes, von dem ihm Gregoria schwor, dass es ihn gab –, sollten die Gelder den Bedürftigen gespendet werden. Was nützten atemberaubende Kirchen, wenn die Gläubigen sie nicht betreten, weil sie vor den Toren an Hunger starben?

Natürlich wusste er, dass es den Petersdom schon lange gab, die Unsummen, die er gekostet hatte, waren dahin. Doch der Hang zum Gewaltigen blieb: Gerade die Jesuiten zelebrierten im Kampf gegen die Lutheraner das Opulente, verlangten nach größeren und gewaltigeren Bauwerken, um Gott in den Augen der Menschen zu erhöhen und sie zum Glauben zurückzuführen.

Jean konnte sich nicht erinnern, dass Jesus etwas Ähnliches von seinen Jüngern verlangt hatte. Nirgendwo stand: *Gehet hin und baut gewaltige Kirchen* oder *Kleidet die Priester in teure Kleider und erlaubt ihnen, Geld für Sinnloses auszugeben*. Umgeben von derartiger Vergeudung war sich Jean sicher, dass Gott keinem anderen Ort ferner war als diesem.

Er suchte weiter nach Bruder Matteo. Vielleicht war es besser, später wiederzukommen und in der Zwischenzeit ... *halt!* Jean bemerkte den Zipfel einer braunen Kutte, die eben hinter einer Ecke verschwand. Er lief hinterher und sah einen Mann, auf den tatsächlich die Beschreibung von Bruder Matteo passte. Er trug eine leere Kiste durch einen Seitenausgang. Jean heftete sich, nach einem kurzen, unauffälligen Rundblick, an seine Fersen und schlüpfte über die Schwelle, bevor die Tür ins Schloss fallen konnte.

Plötzlich stand er vor einem erschrockenen Mönch, der einen Kerzenständer in der Hand hielt und den langen Dorn halb drohend in seine Richtung reckte. Dann traf ihn ein Schwall italienischer Worte.

*»Sparisci farabutto! Non pensare che non mi possa difendere! Dio ei santi sono con me!«*

»Versteht Ihr die französische Sprache, Bruder Matteo?«

»Ich weiß nicht, wer Ihr seid, aber dass Ihr es wagt, am Ort des Herrn eine Waffe mit Euch zu führen, macht Euch in meinen Augen nicht vertrauenswürdig.« Er wich drei Schritte zurück.

»Verlasst diesen Ort auf der Stelle.«

»Was redet Ihr ...« Jean merkte, dass sein Gehrock verrutscht

war und man den Griff der Pistole erkannte. *Verdammt!* »Die Äbtissin Gregoria sendet mich zu Euch, Bruder Matteo«, sprach er vorsichtig und beruhigend, ohne sich von der Stelle zu rühren, um dem Priester nicht noch mehr Angst zu machen. »Sie hat sich eine andere Herberge gesucht, weil die erste Unterkunft nicht mehr sicher war. Wir müssen sofort mit Lentolo sprechen.«

»Wieso?«

»Gregoria hat neue Dinge erfahren. Es muss dringend gehandelt werden.« Jean langte vorsichtig auf den Rücken und schob den Rock wieder über den Pistolengriff. »Richtet ihm aus, dass wir Lentolo treffen möchten. Heute Abend, nach Sonnenuntergang, im Innenraum des Kolosseums.«

Bruder Matteo stellte den Kerzenständer ab. »Und Euer Name ist ...?«

»Der tut nichts zur Sache. Sie hat mich um meinen Schutz gebeten, und für den werde ich sorgen, falls Gott einmal wegsehen sollte und sie in Schwierigkeiten ist.« Jean konnte es nicht verhindern, der spöttische Nachsatz war einfach aus ihm herausgeplatzt und ließ den braven Mönch zusammenzucken. »Seid Ihr in der Lage, ihre Nachricht zu übermitteln?«

»Ja, das bin ich. Aber jetzt verschwindet von hier, ehe man uns zusammen sieht.« Er deutete auf einen Gang, der von der Kammer abzweigte. »Geht da hinaus, und Ihr gelangt zurück auf den Petersplatz.«

»Lentolo soll allein kommen«, fügte Jean hinzu. »Er wird mich nicht sehen, doch ich werde da sein und ihn über den Lauf meiner Muskete hinweg beobachten. Sollte er sich in einer Art bewegen, die mir nicht gefällt, wird er mit einem lauten Knall zu Gott fahren.« Er ging, ohne sich noch einmal nach dem Mönch umzuschauen.

Als er durch die Tür am Ende des Gangs trat, stand er tatsächlich seitlich des Doms auf einem Ausläufer des weitläufigen Platzes. »Das wäre schon einmal erledigt«, sagte er zu sich selbst. »Und nun weiter.«

Auch wenn Jean Gregoria nicht lange allein lassen wollte, glaubte er sie derzeit recht sicher. Es wurde Zeit, dass er die Spur des Comtes verfolgte, ehe sie abkühlte und nicht mehr aufzufinden war. Jean machte sich auf, um Pietro Girolamo in der Spielhöhle zu besuchen.

Wieder benötigte Jean viel länger, als er ursprünglich vorgesehen hatte. Es bedeutete für ihn keinerlei Schwierigkeiten, sich in offenem Gelände oder in dunklen Wäldern zurechtzufinden – es gab immer Zeichen, die weiterhalfen –, aber in einer Stadt wie Rom hatte er Schwierigkeiten. Es würde dauern, bis sich seine Augen umgewöhnt hatten und Kleinigkeiten an den Mauern der Häuser bemerkten.

Endlich, dem Stand der Sonne und den Temperaturen nach ging es auf die Mittagszeit zu, stand er vor der Tür eines nicht schäbigen, aber auch nicht besonders auffälligen Gebäudes mit kleinen Säulen rechts und links vor den Aufgangstrepfen. Es befand sich in der Nähe des antiken Kerns von Rom, Jean hatte die Reste der uralten Bauwerke des Forum Romanum gesehen.

Er trat auf die oberste Stufe und zog an der Kette, die aus der Wand hing. Irgendwo im Inneren hörte er das Geräusch einer Schelle. Jean schaute durch das Buntglasfenster und versuchte, etwas im Flur dahinter zu erkennen. Er schellte wieder, dieses Mal kräftiger und anhaltender. Immer noch blieb es ruhig.

Jean hatte in den vergangenen Jahren gelernt, auf sein Gefühl zu vertrauen, und spürte, wenn etwas im Argen lag. Er legte die Hand auf die Klinke und drückte sie nieder – die Tür schwang auf.

Sobald er sich im Haus befand, zog er seine Pistole und horchte auf die Geräusche, die normalerweise in einem Gebäude zu hören waren, das als Spielhöhle diente. Dass es totenstill war, bestärkte Jean in seiner Vermutung: Etwas stimmte nicht.

Er schlich vorwärts, durchstreifte die Räume und entdeckte in der Küche die Leiche des Küchenmädchens. Ihr Mörder hatte

ihr das Kleid zerfetzt und ihr tiefe Wunden am ganzen Körper zugefügt. Jean kannte diese Art von Verletzungen. Die Behörden würden einen tollwütigen Hund für den Angriff verantwortlich machen, weil sie es nicht besser wussten. Er wünschte, es wäre wirklich ein tollwütiger Hund gewesen.

Er ging in die Hocke und betrachtete die gezackten Wundränder; in den Löchern hatte sich das Blut gestaut und war teilweise über das helle Fleisch des Mädchens gelaufen. Der Comte war vor ihm hier gewesen und hatte seine Schulden anscheinend anders beglichen, als es sich die Betreiber des Etablissements gedacht hatten.

Jean suchte weiter. Insgesamt zählte er elf Leichen, die mit zerrissenen Kehlen und Körpern in verschiedenen Zimmern lagen. Der Zeitpunkt des Todes musste in der vergangenen Nacht liegen, denn die Leichen waren kalt und das Blut haftete schwarzrot und zäh an ihnen.

Der erschreckendste Anblick bot sich ihm im Spielzimmer. Verloschene Zigarren lagen auf dem Boden und hatten vor dem Erlöschen tiefe Brandlöcher hinterlassen, dazu mischten sich Weinflecken, die Splitter zerborstener Gläser, die bei der Attacke des Werwolfs und dem Kampf vom Tisch gefegt worden waren. Der Comte hatte gewütet und sich nicht damit begnügt, die drei Männer und eine Frau zu töten, nein, er hatte die Gliedmaßen abgetrennt und sie verstreut. Köpfe, Arme, Beine, Rümpfe ...

Jean wurde schlecht, und er eilte hinaus, würgte und hielt sich die Hand vor den Mund. Der Comte ging hier in Rom noch brutaler vor als zusammen mit Antoine im Gévaudan, als würde er mit der alten Stadt und seiner Vergangenheit aufräumen wollen, als wollte er seinen Hass austoben und an allen auslassen, mit denen er jemals zu tun gehabt hatte.

Sein Blick fiel auf die abgetrennte Männerhand, die auf der Schwelle lag. Zwischen den starren Fingern haftete ein Stück Fell.

Schwarzes, katzenähnliches Fell.

Jean kniete sich neben die Hand, entriss ihr das Bündel und rieb es zwischen den Fingern unter der Nase hin und her. Die Farbe passte nicht zur Bestie und auch das Fell roch nicht danach, nicht nach Wolf oder etwas Ähnlichem.

Mit einem Schlag hatte sich die Situation verändert. Dieses Massaker ging nicht zu Lasten des Comtes – ein zweites Wesen hatte das Blutbad angerichtet.

»Verdammt!«

Er steckte das schwarze Fellstück ein und verließ das Haus durch ein Seitenfenster, um nicht beim Verlassen des Gebäudes gesehen zu werden.

Auf dem Weg zurück zur Unterkunft machte Jean sich Gedanken. Was hatte der alte Marquis gesagt? *Eine Sache zu Ende bringen* ... Mit dieser Bemerkung hatte sich sein Sohn nach Rom verabschiedet. Der junge Comte war also hierher gekommen, um sich ein Wandelwesen vorzunehmen, das seinen Hass heraufbeschworen hatte. Das andere Wandelwesen nahm die Herausforderung offensichtlich an und hatte nun den Ort überfallen, an dem sich der Comte wie zu Hause fühlte.

Aber aus diesem Krieg der Bestien würde nur einer als Sieger hervorgehen: er, Jean Chastel.

Der Jäger war so in seinen Überlegungen versunken, dass er völlig vergaß, darauf zu achten, ob ihm jemand folgte.